

Marcus Kneip
Die Reduktion auf das Wesentliche –
ein autodidaktischer Weg ins Ungegenständliche

Schon als Kind habe ich es geliebt, zu zeichnen und zu malen. Auch für Kunst und Geschichte, vor allem die Kombination aus beidem, habe ich mich schon immer interessiert. Mit etwa 14 Jahren wurde Kunst zu meiner Hauptleidenschaft – damals noch in Form der altmeisterlichen Malerei und des Zeichnens. Ich kopierte autodidaktisch die alten Meister nach Abbildungen aus Museen und Kunstbüchern. Ich habe zum damaligen Zeitpunkt nicht daran gedacht, Kunst zu studieren oder einen Lehrer zu suchen. Ich hatte Kontakt zu einem professionellen Maler, der sich ebenfalls auf das Kopieren alter Meister spezialisierte. Jedoch war er ziemlich unzuverlässig, so dass der Unterricht nach kurzer Zeit schon beendet wurde. Es ging mir damals weniger um den Schaffensprozess als um den Besitz des fertigen Werkes. Prinzipiell wollte ich nicht studieren. Ich war froh, als die Schulzeit endlich hinter mir lag. Ich wollte eine Ausbildung machen und möglichst schnell mein eigenes Geld verdienen. Eigenständig waren meine Modezeichnungen. Gerne hätte ich eine Ausbildung in diesem Bereich gemacht, jedoch bestanden meine Eltern darauf, dass ich mein Abitur mache und einen „anständigen“ Beruf erlerne. Das Sicherheitsdenken war bei uns sehr hoch. Es gab in der ganzen Familie niemanden, der eine künstlerische Laufbahn eingeschlagen hatte. Man sah zwar mein Talent, aber Kunst wurde als

„brotlos“ abgetan. Und ich war – aus heutiger Sicht – zu gehorsam und bequem, hiergegen mich aufzulehnen. Während und nach meiner Ausbildung geriet die Kunst bei mir auch mehr in den Hintergrund. Ich malte zwar weiterhin, aber mehr zur Dekoration meiner Wohnung. Ich suchte mir kaufmännische Berufe im Marketing von Unternehmen, in denen ich mich kreativ einbringen konnte und sicheres Geld verdiente. Mit etwa 40 Jahren fragte ich mich selbst, warum ich nicht Kunst studiert habe. Das war, als ich langsam meinen eigenen intuitiven und minimalistischen Stil fand. Aber da war es aus meiner Sicht bereits zu spät für ein Studium. Und ob Kunst das richtige Fach für mich gewesen wäre, weiß ich auch nicht – wohl eher Philosophie.

Ich kann nicht sagen, ob ich ein Defizit in meiner Qualifikation empfinde. Was wäre gewesen wenn – niemand weiß die Antwort. Ich experimentiere gerne. Mehrmals besuchte ich Kurse in privaten Akademien. Aber es ist mir unangenehm, in einer Gruppe zu malen und zu zeichnen. Da fühle ich mich gehemmt und zu sehr auf ein gutes Ergebnis fokussiert. Inhaltlich haben mir diese Versuche, mich künstlerisch fortzubilden, wenig gebracht. Ich habe eine klare Vorstellung von dem, was mein künstlerisches Thema ist. Auch meine Technik ist nach Jahren des autodidaktischen Experimentierens ziemlich festgelegt. Vielleicht hätte mich ein Lehrer bzw. eine professionelle Ausbildung schneller zu einem Weg gebracht, Kunst intuitiv anzugehen. So hat es über viele Umwege und Ereignisse in meinem Leben erst dahin geführt – dafür aber innerlich umso gefestigter. Ich denke jedoch, dass zum Beispiel ein

akademischer Weg für einen breiteren Austausch mit gleichgesinnten Menschen gesorgt hätte. Und das kann sicherlich den inneren Prozess beeinflussen und ggf. beschleunigen.

Schon als Kind faszinierte mich Japan, obwohl meine damalige Kunstauffassung in eine ganz andere Richtung, eher die der Renaissance und des Barocks, ging. Aber mir gefiel schon immer die schlichte Würde japanischer Baukunst und die Natur-Mystik des Inselstaates. Zunächst malte ich fast ausschließlich gegenständlich. Ich hatte mich auf die Portraitmalerei spezialisiert und kopierte Portraits der alten Meister, u. a. viel von Velázquez. Auch damals arbeitete ich schon überwiegend monochrom mit Bleistift und erdfarbenen Kreiden. Da Schwarz immer meine bevorzugte Farbe im künstlerischen Prozess war, entschied ich mich dann vollständig für diesen Ton. Seit 2011 habe ich mich ausschließlich auf die Tusche konzentriert. Mir gefiel das Essentielle und Schlichte an der Tusche. Sie verzichtet in ihrer Schlichtheit auf alles Unwesentliche. Das Arbeiten mit ihr führt mich zur Essenz, oft denke ich beim Betrachten meiner Werke an Röntgenaufnahmen.

Da sich meine Maltechnik immer mehr vereinfachte, kam ich durch entsprechende Lektüre und Recherche schnell zur japanischen Auffassung von Kunst und damit zum ästhetischen Konzept des Wabi-Sabi.⁵⁹ Ich habe viele Werke zur japanischen Kunstphilosophie gelesen. Ich glaube, von Tadao Ando stammt ein für mich maßgeblicher Satz: „Reduzieren. Immer weiter reduzieren, ohne die Poesie zu verlieren“. Auch das Buch „Zeichen der

59 Die japanischen Begriffe Wabi und Sabi werden meist in einem Atemzug genannt. Wabi steht für das Schlichte, Einfache, Wesentliche und Sabi für den Reifeprozess des Alterns. Besonders die Ästhetik des Teeweges (jap. Chado) steht für die Symbiose beider Prinzipien.



Abb. 36: versus, Marcus Kneip, Tusche auf Papier, 50 x 64 cm, 2012

Stille“ von Fabienne Verdier hat für mein Werk eine große Bedeutung. Diese Künstlerin lebte viele Jahre in China und wurde dort von alten Meistern in die Geheimnisse der chinesischen Kalligraphie und Malerei eingeweiht. Ihr Werk ist großartig, ihre Bilder sind fein und zeigen großes Können. Obwohl mir die daoistische Weltauffassung entgegen kommt, sehe ich mich stark als Individuum auf der Suche nach seinem eigenen künstlerischen Ausdruck. Auch über Chan las ich viel. Ich meditiere auch manchmal. Chan wirkt auf mich jedoch oft zu streng und zu eng am Buddhismus angelehnt. Da bevorzuge ich eher die „europäischen“ Varianten, allen voran die späten Stoiker wie Marc Aurel. Ich finde, da gleicht sich sehr vieles, jedoch ohne religiösen Bezug. Es beeindruckt mich, wie Kulturen, die wahrscheinlich nie miteinander in Berührung kamen, zu so vergleichbaren Auffassungen kamen.

Schon oft wurde ich gefragt, warum ich mich nur auf diese minimalistische Form der Kunst einlasse. Die Antwort ist denkbar einfach: Nichts anderes befriedigt mich. Es ist wie eine Art Ehe, die ich seinerzeit mit der Tusche eingegangen bin. Immer wenn ich kurzfristig mal „fremdgehe“, sprich die Technik ändere, bringt mir das keine innere Weiterentwicklung. Allein die Malerei mit Tusche schafft das bei mir. Und da ich finanziell nicht auf den Verkauf der Bilder angewiesen bin, muss ich mich glücklicherweise nicht dem gängigen westlichen Kunstverständnis nach Abwechslung und neuen Ausdrucksformen anpassen. Ich halte es da lieber mit Tanizaki Jun'ichiro: „Meisterschaft, das ist eben diese Patina, die sich bei langjährigem, unermüdlichem Polieren ergibt.“⁶⁰

Die Beschränkung auf wenige abstrakte, spontane Linien hat sich vielleicht aus meiner Begeisterung für gestische, informelle Kunst ergeben. Spontan fallen mir Bilder von K.O. Götz, Franz Kline, Robert Motherwell oder Hans Hartung ein – deren Werk war sicherlich ein Vorbild für mich. Mit der Tusche habe ich meinen eigenen Weg gefunden. Auch Julius Bissiers⁶¹ Werk, vor allen Dingen seine innere Auseinandersetzung mit sich und seinem Werk, haben mich beeindruckt und beeinflusst.

Mit Anfang 40 fand ich zu meinem eigenen Stil, der sich zunehmend manifestierte und vereinfachte. Das Ungegenständliche kam mir auf meiner spirituellen Suche dabei immer mehr entgegen. Es war meine individuelle Art des Ausdrucks. Die ersten Jahre waren meine Tuschbilder oft auch noch gegenständlicher. Man konnte und kann immer wieder neue Gestalten darin erkennen. Zugegebenermaßen habe ich oft auch versucht, organische Lebewesen – Meerestiere oder Pflanzen – abstrahiert darzustellen. Das wich aber mehr und mehr der Gestaltung von organischen Formen oder vielmehr Zeichen, die neu sein sollten, die so noch kein Auge gesehen hatte, die auch nicht eine Kalligraphie imitieren sollten. Ein Satz aus dem Tagebuch von Julius Bissier dient mir als Leitfaden: „Ein Bild soll sein wie ein Zeichen: knapp, einfach, wahr, hart wie die Natur, froh wie die Natur und traurig wie sie.“

Meine Bilder sind mit Gläsern und dezentem Einsatz eines Pinsels gestaltet. Ich setze jeweils immer Gläser mit breitem, abgerundetem Rand ein. Ich verwende ausschließlich ein bestimmtes Aquarellpapier. Hier habe ich

60 s. Tanizaki Jun'ichiro: Lob der Meisterschaft. Zürich, 2010, S. 33

61 Julius Bissier (1893–1965) zählt zu den frühen Vertretern einer von Ostasien beeinflussten Malerei im Westen.

im Vorfeld viel experimentiert. Ursprünglich habe ich größtenteils auf die kapillare Wirkung des Wassers im Zusammenwirken mit dem Papier gesetzt. Schnell fing ich an, den Bewegungsfluss der Tusche im Wasser mit Pinseln zu manipulieren. Jedoch waren mir die Ergebnisse zu vergleichbar mit bereits vorhandenen Arbeiten anderer Künstler. Zudem fehlte mir das organische Element. Eine organische Formensprache lag mir schon immer. Mit den Gläsern bekomme ich diese gut verwirklicht, da die runde Form bereits vorgegeben ist und der Zufall beim Arbeiten sich noch besser einbringt. Normalerweise spritze ich zuerst die Tusche mithilfe einer kleinen Spenderflasche auf das Papier. Dieses kann, muss aber nicht angefeuchtet sein. Anhand der weitgehend zufällig, spontan und schnell entstandenen Linien beginne ich mit meinem Wirken: überwiegend per Glas, anschließend per breitborstigem Pinsel. Meine Werke entstehen innerhalb weniger Minuten. Das war auch ein Grund, warum ich mich für diese Technik entschied. Zu Anfang meiner künstlerischen Entwicklung malte ich noch altmeisterlich – Schicht für Schicht. Bilder dauerten Wochen. Das war so gar nichts für mich, ich suchte nach dem Spontanen.

Früher versuchte ich, organische Formen nachzubilden. Je mehr ich mich mit der fernöstlichen Philosophie befasste, trat das „Nachbilden“ jedoch in den Hintergrund und die Striche und organischen Strukturen bekamen ihr Eigenleben, eine anthropomorphe Form als eigenständiges Wesen bzw. lebendiger Organismus. Hier kommen bei mir auch Gedanken des Shintoismus ins Spiel: alles Organische hat eine Seele. Das ist auch meine

persönliche Auffassung von Dingen der Natur. Ich lasse mich auch von der Kalligraphie inspirieren, aber mehr im Unterbewusstsein. Die Ästhetik schöner Schriftzeichen ist sehr anziehend und wohltuend. Jedoch kopiere ich keine kalligrafischen Zeichen, eher ist es ein Inhalieren. Mein Weg ist der des „Zeichengebürens“. Da sucht sich etwas seinen Weg aus mir. Sobald ich mit einer vorgefertigten Idee an das zu malende Bild gehe, wird es nichts. Zuerst kommt der Zufall, wenn man denn von Zufall sprechen kann, dann das Bewusstsein.

Nachdem ich über elf Jahre hinweg fast ausschließlich monochrom malte, fehlte mir manchmal die Frische einer anderen Farbe. Ich habe diesbezüglich schon einiges ausprobiert, beispielsweise durch das Setzen eines roten Punktes. Ich habe auch Untergründe eingefärbt. Das Ergebnis war mir jedoch oft zu grell und auffallend. Dann habe ich mit Moorlauge gearbeitet. Das sah zwar schön aus, war mir jedoch teilweise zu gefällig und lenkte vom eigentlichen Inhalt ab. Anfangs habe ich auch mit farbigen Tuschen gearbeitet. Jedoch ermöglicht in meinen Augen nur die schwarze Tusche die Tiefe einer solchen Malerei. Viele Menschen in meinem persönlichen Umfeld können das gar nicht nachvollziehen: immer das Gleiche, immer Schwarz. Aber das macht mir heute nichts mehr aus. Gerade die fernöstliche Kunstauffassung lehrt uns, genügsam und achtsam mit unserem Material umzugehen. Das habe ich in der Zwischenzeit gelernt – wenn es auch manchmal Rückschritte gibt, die mich zu meinen früheren Gedanken und Bedenken führen.

Ich arbeite für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des



Abb. 37: siri, Marcus Kneip, Tusche und rote Farbe auf Papier,
50 x 64 cm, 2016

Koblenzer Hospizvereins. Die Themen Sterben und Tod interessierten mich schon immer, sowohl aus religiöser, philosophischer als auch künstlerischer Sicht. Zum ersten Mal habe ich ein berufliches Thema gefunden, das mich wirklich interessiert, die Arbeit ist für mich erfüllend. Je mehr ich mit den Themen der Hospizarbeit zu tun habe, umso mehr frage ich mich nach der Bedeutung des bzw. meines Lebens. Auf was kann man zurückblicken, wenn man im Sterben liegt? Muss man überhaupt auf etwas zurückblicken? Was gab dem Leben Sinn? Meine Bilder? Früher malte ich täglich. Ein gutes Werk verlangte oft mindestens zehn Werke, die im Müll landeten. Auch der Gedanke an die Nachhaltigkeit meiner Kunst brachte mich von anderen Techniken hin zur Tuschmalerei. Jedoch stieß mich der enorme Papierverbrauch meiner Werke irgendwann ziemlich ab. Ein Maler ist nur ein Maler, indem er malt. Ohne Rücksicht auf Verluste mussten auch bei mir „Meisterwerke“ gelingen. Am größten war die Last, wenn ich frei hatte. Dann musste es doch gelingen. Die Zeit war doch da. Oft ging alles daneben und ich war frustriert. Da ist die vermeintliche Befriedigung des Egos eines Menschen, das so viel Material verschlingt. Im Vergleich zu den „Leidenschaften“ vieler anderer Menschen ist dieser Verbrauch vielleicht harmlos, mich störte es jedoch gewaltig, zumal auch bereits schon so viele Werke vorlagen. Dennoch kann ein kreativer Mensch nur schwer leben, ohne etwas zu erschaffen. Also fing ich zwischenzeitlich wieder mit dem Zeichnen an. Viele Zeichnungen entstanden, der Papiermüll war deutlich weniger als bei den Tuschwerken. Aber: diese Zeich-

nungen hatten anfangs keine für mich erkennbare Seele. Sie waren vielleicht raffiniert, aber es fehlte der innere Sinn für mich. Ich dachte, ich könne nicht anders: wenn ich künstlerisch tätig bin, dann nur mit Tusche. Aber auch hier macht Übung den Meister. Ich blieb dran und fand auch hier meinen Weg zum inneren Austausch mit den gezeichneten organischen Formen – selbstredend mit schwarzer Tusche. Auch hier beginne ich spontan und zufällig und gehe dann ins Bewusste über. Sogar der lang ersehnte sparsame Einsatz von Farbe ist für mich geglückt. Ich weiß, dass sich mein Werk entwickelt. Jedoch nicht mehr im Ausmaß und Tempo vorangegangener Zeiten. Vielleicht werde ich eines Tages vollkommen unabhängig davon sein. Vielleicht dienen sie mir als Katalysator. Bei manchen meiner Werke habe ich den Eindruck, dass das Universum seinen Lauf nimmt – mit mir als Medium. Meine Reise soll weiter ins Ungegenständliche gehen, hin zu Wesen, Zeichen oder unbekannten Symbolen mit eigener Seele.